

„Dankeschön“

Lieber Fred, lieber Uli, liebe Kolleginnen vom ZELF, liebe Festrednerinnen und -redner, liebe Festgäste!

Ich bin überwältigt! Ich fühle mich - über die Maßen - geehrt! Und auch beglückt!

Dir, lieber Fred und auch Dir Heidi, danke ich zuallererst und ganz, ganz herzlich dafür, dass Ihr die Initiative zu dieser großartigen Veranstaltung ergriffen habt. Man könnte ja durchaus die Frage stellen, ob das nicht etwas dick aufgetragen ist für einen einfachen Privatdozenten, der sich ja nicht übermäßig um seine Institution verdient gemacht habt. Der dieser auch nicht so richtig treugeblieben ist. Es gehört schon eine außergewöhnliche Größe dazu, lieber Fred, einem einstigen Doktoranden und Habilitanten, einem Kollegen und Freund eine derartige Würdigung zukommen zu lassen. Ohne dass dies durch irgendwelche akademischen Rituale geboten gewesen wäre. Ich habe schon von Kollegen gehört, die sich Ihre Verabschiedungsurkunde im Sekretariat der Fakultätsverwaltung abholen mussten.

Dir, lieber Uli, danke ich nicht minder herzlich dafür, dass Du diese Aktion mit vollem Engagement und Deiner Organisationserfahrung unterstützt hast. Und sie auch – zusammen mit Maria – auf meine anderen beruflichen Heimaten ausgeweitet hast. Uli, Du gehörtest zur ersten Generation derer, mit denen sich beginnend mit dem MS „Industrialisierung in EL“ im WS 1976/77 unser damaliger Traum von der Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden realisiert hat. Uns verbinden seither nicht nur verschiedene WG-Erfahrungen, sondern auch ein Netzwerk und diverse gemeinsame Studien und Gutachtereinsätze.

Mein Dank gilt auch Uli Beisel vom ZELF und Antonie Schmiz vom Institut, die nicht nur bereit waren, dieser Veranstaltung einen offiziellen Rahmen zu geben, sondern auch mit ihren knappen Institutsmitteln dazu beizutragen. Keinesfalls vergessen möchte ich auch meine alten Kollegen Detlef MM, der mit seiner institutionellen Macht stets darum bemüht war, einem institutionell Randständigen wie mir ein Forum zu geben. Auch Hermann K., der mich in die Gestaltung des Master-Studiengangs „Geogr. EF“ einbezogen hat und dadurch den Rahmen dafür geschaffen hat, dass in diesem der Praxisbezug erhalten blieb. Und Sabine T., mit der mich eine lange Tradition wissenschaftlicher Debatten, nicht zuletzt über das Verhältnis von Struktur und Handeln, verbindet. Nicht zu vergessen: Achim v. O., der dem „Planer“ so manche Facetten kleinbäuerlicher Logik und ihrer historischen Hintergründe nähergebracht hat.

„Last not Least“ danke ich Maria, meiner Frau. Dass wir beide, die wir viele Jahre gemeinsam in Sambia, Südafrika und Ghana verbracht haben, als unabhängige, einander befruchtende Geister, uns zu einem multi-perspektivischen gemeinsamen Buch über einen der wichtigsten Orte unseres Wirkens – für Insider: Kabompo heißt der Ort, für Outsider: Das Buch heißt

„Alles Neu, Neu Neu! in Afrika“ - zusammengerauft haben hat manche beeindruckt. Zusammen haben wir die Welt immer multi-dimensional erlebt: Ich meist nach den richtigen Konzeptionalisierungen suchend durch die Gegend laufend, Du mit wachen Sinnen mich anstupsend: „Mach doch die Augen auf!“ – „Hörst Du das?“ – „Riech ma!“. Schon klar, Geographie hat auch mit Empirie zu tun.

Eine riesige Freude, verbunden mit Dankbarkeit, ist es mir, dass Ihr alle, Freunde und Kolleginnen, Absolventinnen und Absolventen aus fünf Jahrzehnten, heute hierhergekommen seid. Manche eigens angereist. Wenn ich hier durch die Reihen gucke, dann überkommt mich ein richtiges Glücksgefühl: Das kaum vorstellbare Glück, ein Berufsleben gehabt zu haben, in welchem man so viele so interessante, so sympathische und so faszinierende Menschen kennenlernen durfte.

Lehren aus fünf Jahrzehnten an der Nahtstelle zwischen Wissenschaft und Praxis

Bitte erlaubt mir, dass ich nochmal Lehren aus fünf Jahrzehnten Leben und Nachdenken an der Nahtstelle zwischen Wissenschaft und Praxis Revue passieren lasse. Thesenförmig natürlich. Ansonsten würde ich mir wieder mal bei den fürs Zeitmanagement Verantwortlichen Unmut einhandeln. Lehren, gekleidet in sieben Kurzgeschichten.

Geschichte 1: Warum ich mir eine Geographen-Identität zugelegt habe

Mit der Geographie erschloss sich mir, der ich aus dem engen Weltverständnis der VWL kam, ein weites Feld. Ein offener geistiger Raum, in welchem es nicht nur möglich war, sondern geboten erschien, den Menschen in seiner Welt als multidimensionales Wesen zu betrachten. Ein Wesen, dessen Handeln man nur verstehen kann in seiner Einbettung in die Natur, in Märkte, Machtverhältnisse, Institutionen und in soziale Beziehungen. Auch in seine Geschichte. Fred, Du hattest dafür die Figur eines „*Homo Geographicus*“ vorgeschlagen.

Geographie, das bedeutete multi-perspektivische Analyse anstelle eines perspektivlosen Kampfes der Spezialdisziplinen darum, wer über den passenden Schlüssel zur Erklärung der Welt verfügt.

Vielen erschien das zu komplex. Sie wandten sich überschaubareren Feldern zu. Ich fand meine Rolle in der des Übersetzers. Versuchte, mir das Fachwissen von Politologen, Ökonomen, Sozial-, Agrar- und Umweltwissenschaftlern und -innen soweit zu eigen und für Geographie und Entwicklungspraxis zugänglich zu machen, wie es mir für das Verständnis meiner jeweiligen Betrachtungsgegenstände wichtig erschien.

Geschichte 2: Verstehen geht vor bewerten und verändern!

In den siebziger Jahren trat ich meinen Marsch durch die Wissenschaft an mit dem Marxschen Spruch: „*Es genügt nicht, die Welt zu verstehen. Es gilt sie zu verändern*“. Damit verbunden war das Bekenntnis zu einer dezidiert werteorientierten Gesellschaftswissenschaft.

Während mir Werteorientierung und Veränderungswille durchaus geblieben sind, rückte bei mir mittlerweile das Verstehen an die erste Stelle: Zu oft musste ich erleben, wie Forscher Veränderungswille den mühseligen Weg hin zum Verstehen komplexer Realitäten versperrte anstatt zu diesem zu motivieren. Zu oft führt eine moralische Haltung, die sich nicht um Verstehen des jeweiligen Kontextes bemühte zum Scheitern von Veränderungsbestrebungen.

Deshalb mein aktueller Wahlspruch: „*Voraussetzung für eine angemessene Bewertung und Veränderung der Welt ist, diese zu verstehen*“. Darin liegt der unverzichtbare Beitrag der Wissenschaft!

Geschichte 3: Mein Weg von der Antithese zur Synthese

In meiner Kindheit waren es Debatten bei Familienfeiern, die mir die Schwierigkeiten der Wahrheitsfindung verdeutlichten. Da kam es vor, dass ein Onkel, dessen Argument von meinem Vater vehement widersprochen wurde, im Stile guter altbayrischer Liberalität konzedierte: „*jo, da hast jetzt a wieda recht!*“. Nun will ich nicht behaupten, dass mir solche Widersprüche damals schon schlaflose Nächte bereitet hätten. Aber der Drang zur Auflösung von Widersprüchen wurde für mich zu einer wichtigen Triebkraft. Besinnungsaufsätze, die in einer Synthese münden sollten, formulierte ich mit Begeisterung.

In die Wissenschaft aber stieg ich mit einer Antithese ein. Galt es doch, als überzeugter Dependenztheoretiker, den „Irrglauben“ der Modernisierungstheoretiker zu widerlegen. Einige - doch nicht ganz so theorieverblendete - Forschungsaufenthalte in afrikanischen Ländern genügten, um von der Antithese externer Verursachung zur Synthese einer Verknüpfung von externen und internen entwicklungshemmenden Faktoren zu gelangen. Seither lande ich bei fast allen Debatten, sei es jene zwischen Struktur- und Handlungstheoretikern oder jener zwischen migrationspolitischer Öffnung und Begrenzung, bei einer Synthese.

Manche bezichtigen mich deshalb eines lauwarmen Es-Allen-Rechtmachen-Wollens, andere witzeln hingegen über „*Theo gegen den Rest der Welt*“. Ich halte es hier mit Willy Brandts selbstironischem Spruch eines „*kämpferischen Sowohl-als-auch!*“ Kampf gegen jede fundamentalistische Einseitigkeit!

Geschichte 4: Unsere Niederlage gegen den fundamentalistischen Neoliberalismus

Während wir uns auf regionaler Ebene in den 80er Jahren um die Förderung regionaler Wirtschaftskreisläufe bemühten, während wir Wege suchten, eine Grundbedürfnisbefriedigung für Alle zu ermöglichen, währenddessen wurden unsere Bestrebungen auf globaler Ebene überrollt von Ökonomen, die an die seligmachende Kraft unregelter Märkte glaubten. Das Resultat: Wachstum ohne Beschäftigung. Zulasten der Umwelt. Nicht nur in Afrika.

Ich sehe darin bis heute die ärgste Niederlage meines Berufslebens. Wie es dazu kommen konnte? Nein, es lag nicht nur an den viel beklagten Machtverhältnissen. Wir hatten der Diskursivität der Neoliberalen auch konzeptionell wenig entgegenzusetzen: Zum einen, weil wir selbst unter dem Eindruck des Staatsversagens in unseren Forschungsregionen standen und deshalb etwas mehr Markt durchaus für sinnvoll hielten. Zum anderen, weil wir den Marktradikalen resignativ das Feld der Wirtschaftspolitik überließen. Ich erinnere mich gut an das Fazit einer Debatte dazu ca. 1990: „*Wenn die nun schon überall die freie Marktwirtschaft durchsetzen, dann wollen wir wenigstens dafür sorgen, dass dies auch mit Demokratisierung und Entwicklung der Zivilgesellschaft einhergeht*“. Und uns dann mittels ausgefeilter partizipativer Instrumente darum zu kümmern, dass die Dorfgemeinschaften – wo sie nun schon Schul- und Klinikgebühren entrichten mussten - wenigstens bestimmen konnten, ob das Klinik- oder das Schulgebäude Priorität erhalten sollte.

Geschichte 5: Vom Segen und Fluch postmoderner Dekonstruktion

Postmodernes Denken machte auch vor der Geographie nicht Halt. Als unerschütterlichem Anhänger der Ideen der Aufklärung, der potenziellen Macht des rationalen Diskurses und der Möglichkeit, durch wissenschaftliche Analyse der Wahrheitsfindung näher zu kommen, empfand ich die postmoderne Kritik an diesem Glauben ziemlich irritierend.

Schon klar: Diskurse sind machtgesteuert. Aber warum sollten wir nicht mit der Macht unseres Wissens dagegenhalten? Auch klar: Absolute Wahrheiten gibt es nicht. Aber warum sollten wir uns dadurch entmutigen lassen, uns der Realität aus verschiedenen Perspektiven und mit unterschiedlichen Methoden so weit wie möglich anzunähern?

Während also das progressive Milieu sich seinen Zweifeln an rationaler Erkenntnisgewinnung hingab, und die Krise der Entwicklungstheorien proklamierte, vermochten es die von solchen Zweifeln ungetrübten akademischen Schulen mit ihren Gewissheiten die Weltpolitik zu beeinflussen (vgl. Geschichte 5).

Geschichte 6: Handelt von meinem Grenzgängertum zwischen Wissenschaft und Praxis

Eigentlich wollte ich nicht in die Wissenschaft, sondern in die - als Politik verstandene - Praxis. Ich wollte was „Reales“ bewirken. Nach meinen ersten Begegnungen mit der entwicklungspolitischen Praxis als ASA-Teilnehmer in Malawi 1969 wurde mir klar, dass für mich diese komplexe Praxis nur mittels vertiefter wissenschaftlicher und auch regionaler Kompetenz verantwortungsvoll zu bewältigen sei. So kam ich 1975 in dieses Institut, promovierte hier und fand dabei Geschmack an der Theorie.

In der Praxis, damals in der sambischen Provinzplanung, empfand ich es als sehr hilfreich für das Verständnis von Bauern wie von Bonzen, schon mal etwas von struktureller Abhängigkeit, Staatsklassen, Rent-seeking und Klientelismus und von der Verflechtung von Produktionsweisen gehört zu haben. Andererseits drängte es mich danach, meine Praxiserfahrungen wissenschaftlich und konzeptionell aufzuarbeiten.

So stehe ich auch heute noch zu dem Satz: „*Nichts ist praktischer als eine gute Theorie*“. Möchte diesen aber ergänzen durch den Satz: „*Es gibt keine gute Theorie ohne ein Verständnis der ihr zugrundeliegenden Praxis*“. Einen weiteren Satz möchte ich aber hinzufügen: „*Praxisorientierung heißt für mich nicht, sich an den jeweiligen Anforderungen der Praxis zu orientieren, sich zu deren Handlangerin zu machen. Vielmehr gilt es, der Praxis zu helfen, das Feld auf dem sie agiert besser zu verstehen.*“

Geschichte 7: Warum Ochsen zur Sinnerfüllung eines Wissenschaftlerlebens beitragen können.

Nachdem Maria und ich 2015 unsere einstige Projektregion in Sambia wieder besucht hatten und dabei feststellen konnten, dass die mit unserer Unterstützung eingeführten Zugochsen 25 Jahre nach Projektende im wahrsten Sinn des Wortes zum Selbstläufer geworden waren kommentierte ich diese gute Nachricht in meinem Jahresrückblick mit einem ironischen „*nun kann ich getrost sterben*“. Ein guter alter Freund aus der Psychobranche meldete daraufhin zurück, das könne doch wohl nicht wahr sein, dass einer wie ich seinen Lebenssinn an Ochsen festmache.

Für Nicht-Sachkundige muss ich hier einfügen, dass Ochsenkarren als lokale nicht-motorisierte Transportmittel für Menschen in solch abgelegenen Regionen das Tor zu den Märkten öffnen und damit Grundlage zum Überleben sind.

Entscheidend für die Lebenssinnfrage ist aber für den Wissenschaftler als Mensch der Worte der Zweifel am Sinn all unserer Wortgefechte. Ein Zweifel, der mich Zeit meines Wissenschaftler- und Planer-Lebens begleitete: „*We can't eat words*“ musste ich oft hören. Mein Wunsch, mit meinen gesprochenen und geschriebenen Worten mehr zu bewirken als dass Leserinnen und Studienabgänger wieder nur souverän mit den richtigen Worten umzugehen wissen, begleitete mich durch mein Arbeitsleben. Dieser Wunsch kommt in der Freude über die zum Nutzen von Menschen ihre *physische* Arbeit verrichtenden, *reale* Werte schaffenden Ochsen zum Ausdruck. Ochsen, deren effektive, breitenwirksame und anhaltende Nutzung auch heftigen, *mit Worten* geführten Analysen und Diskursen entsprungen ist.

Zum Schluss:

Eine beliebte studentische Frage in der Abschlussitzung von Seminaren zum Berufsfeld Entwicklungspolitik war stets: „Wie konntest Du trotz ständiger Beschäftigung mit den Problemen dieser Welt solch ein positiv denkender Mensch bleiben?“ Die Kurzfassung meiner Antwort: Hinter dem, was wir als „Problem“ diagnostizieren verbergen sich immer auch lebendige, kreative, interessante, oft humorvolle Persönlichkeiten. Hinter jeder Verursachungs- und Wirkungskette stecken faszinierende Rätsel über die vielfältigen Funktionsweisen menschlicher Gesellschaften. Bei aller professionell gebotenen Problemfokussierung ist es nicht nur legitim, sondern auch geboten, sich eine wissenschaftliche und persönliche Neugier auf die Welt zu bewahren. Auch dann, wenn diese nicht in einem guten Zustand ist.

Liebe Freundinnen und Freunde: All diese Geschichten enthalten krasse Vereinfachungen der dahinterstehenden Realitäten. Ich hasse grobe Vereinfachungen! Und kämpfe Zeit meines Berufslebens um angemessene Formen der Komplexitätsreduktion.

Ich weiß, dass meine Schlussfolgerungen diskussionsbedürftig sind. Hierzu meine E-Mail-Adresse:



theorauch@gmx.de